

Im Röseligarte

Autor(en): **Röthlisberger, H.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **1 (1911)**

Heft 49

PDF erstellt am: **29.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-642617>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Aber darum war doch Sonnenschein in seiner niedern, mit Büchern vollgestopften Stube! Darum freute er sich doch jeden Morgen auf die Lesestunde, und darum schien es ihm doch, als hätten die Berge vor seinem Fenster noch nie so herrlich gestrahlt wie diesen Sommer, als seien die Matten noch nie so maiengrün gewesen, und als hätte der ferne See noch nie so silberblau geschillert!

Ja, ja, das Schöne!

Das Schöne! Dem Blinden war es verhängnisvoll geworden. Er sah es nicht, aber er fühlte es. Er wußte, es war da. Er empfand es mit allen seinen übrigen, geschärften Sinnen.

Seine Madonna! Seine Heilige! Seine Stella! Wie er sie liebte! Wie er Tag und Nacht an sie dachte! Und wie er ihrer begehrte!

Wenn er die Tasten leise berührte und sie neben ihm stand und sang und ihr Gewand rauschte und ihr Haar knisterte, das Haar von Seide — er hatte sie einmal gebeten, es berühren zu dürfen, und die Gräfin Grisapulli hatte es erlaubt und dazu gelächelt — und wenn er ihren Duft einatmete, und sie sich herabneigte und ihm mit dem spitzen, schmalen Zeigefinger die schmachtenden Lippen berührte, daß er sie da nicht an sich reißen durfte, nicht nehmen und forttragen und verbergen, und nie, nie wieder dem andern lassen!

Tag und Nacht quälte sich der Blinde. Er quälte sich und konnte es nicht ändern! —

Eines Tages, die junge Gräfin hatte mit dem Gymnasiasten einen Ausflug unternommen, erhielt Tante Amelie einen Brief von einer Freundin in Mailand.

Den Brief lesen, aufschreiben, ins Studierzimmer stürzen, wo Herr und Frau Pfarrer etwas zu besprechen hatten, war eins!

„Es ist ein Verbrechen!“ stieß sie heraus, „geradezu ein Verbrechen ist es! In unserm reinen Haus!“

„Was? Was ist geschehen? Amelie, red' doch!“

„Sie sind gar nicht getraut!“ schrie Tante Amelie, „sie ist gar nicht seine Frau! Sie ist seine Geliebte!“

„Wer?“ rief der Pfarrer und wurde dunkelrot.

„Wer?“ rief die Frau Pfarrer, halb entsetzt und halb neugierig, denn sie hatte noch nie eine lebende Geliebte in der Nähe gesehen.

„Die Gräfin Grisapulli! Er ist Malteserritter und kann gar nicht heiraten. Sie ist irgend etwas Obskures, und eine Deutsche, gar keine Italienerin! Da! Da! Ihr könnt's selbst lesen, da steht's schwarz auf weiß! Auf der Straße hat er sie aufgelesen! Eine Kofette ist sie! Luise hat's geschrieben!“ Die arme, empörte Tante Amelie fing an zu husten und wurde ganz blau im Gesicht. Ihr Bruder klopfte ihr den Rücken, und Frau Hanna brachte ihr ein Glas Wasser. Als die Tante sich erholt hatte, sagte der Pfarrer:

„Das ist alles nicht wahr! So sieht die Sünde nicht aus!“

„Emanuel!“ rief Tante Amelie drohend, „sieh zu deinen Worten!“ Geradezu imposant sah sie aus, als sie das sagte. „Willst du das Laster beschönigen!“

„Und ich sage dir, so sieht keine aus, die — die — Ich hatte mehr Gelegenheit als du, in die Abgründe der Menschheit zu blicken. Glaub mir, du täuschst dich! Und morgen werde ich der Gräfin Grisapulli in deiner Gegenwart eine — eine — eingehende —“

„Papperlapapp!“ rief erbozt Tante Amelie, „keinen Tag länger sollen deine Kinder den Atem der Sünde verspüren, keinen Tag länger soll deine Gattin gezwungen sein, eine Unreine an ihrem Tisch zu dulden! Morgen packt sie ihre Koffer und geht, und damit basta! Und das werde ich ihr mitteilen!“ Sie zeigte mit dem spitzen Finger auf ihre Brust. „Ich! . . . Die Person, die! In unserm reinen Haus!“

(Schluß folgt.)

Im Röseligarte.



Es ist für uns ein Zeit ankommen

In diesen Tagen um Weihnachten und Neujahr fahre ich mit Vorliebe auf der Eisenbahn inmitten dem Gedränge von Paketen, Rollen, Puppen, pustenden Frauen und Männern.

Es sind nicht bloß die Päckchen in mancherlei Gestalt, die mich interessieren, wenn ich hinter jedem dieser Dinge die glänzenden Augen der Beschenkten entdecke. Es sind vielmehr die Leute selber, die Leute besonders, die am heiligen Abend noch oder morgens in aller Frühe zur Bahn sich begeben, um das Fest zu Hause, auf dem Lande zu feiern. Sie alle, die Hunderte und Tausende, die die Stadt das Jahr hindurch mit ihren Fangarmen gepackt, sie gefangen hält, Tag um Tag, Wochen, Monate lang, sie machen sich frei in diesen Tagen zu Weihnachten und kehren heim, von wannen sie gekommen. Vornehme und kleine Leute, sie lassen sich hinausfahren im unablässigen Rattern der eisernen Räder auf eisernen Schienen. Ein Dienstmädchen sitzt da still mit sich beschäftigt. Es nestelt an einem Päckchen herum, das ein Halstuch für seine Mutter birgt. Es muß es immer wieder ausframen; es mißt das Tüchlein in seiner ganzen Länge wohlgefällig mit den Augen; dann faltet es behutsam das Geschenk, streichelt mit groben Händen über die Wolle hin, zieht es wie auf eine plötzliche Eingebung wieder auseinander. Umlegen möchte es das Tüchlein, um noch vollends sich vorzustellen, wie es wärmend bald den Hals der Mutter einhüllen wird. Doch es hält inne. Im geheimen streicht es damit ein-, zweimal über die Wangen. Mit einem verlorenen Blick durch die Scheiben des dahin rollenden Wagens hat es das Kleinod wieder behutsam eingewickelt. Im hohen



Dei oben uff em Bergli

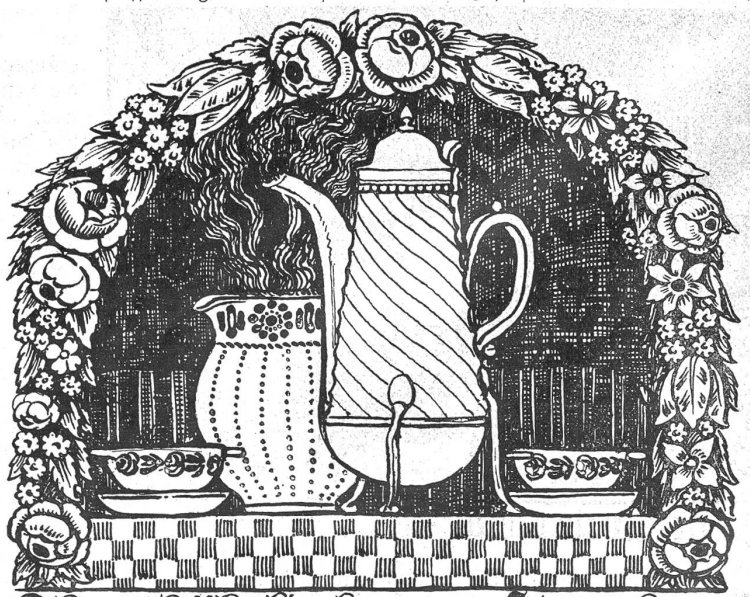
Schnee, durch schneidenden Wind stapft dann die Gestalt, bis über einem bekannten Dache ein blaues Räuchlein für sie aufsteigt.

Und merkwürdig, alle die vielen, die in den Steinhäusern der Stadt verblieben, die dort drin groß geworden, auch sie erinnert in diesen Zeiten etwas an das Land, an die Scholle, der sie entstammen, woher ihre Väter einst gekommen. Mit dem Weihnachtsbaum, mit dem Grün der Nadeln, dem Harzduft im ganzen Hause kehrt die ferne Sehnsucht ein. Es ist, als ob die kleinen grünen Bäume, bevor sie gewaltig dem heimatischen Walde entsagten, noch einmal in vollen Zügen die harzigfrische Luft eingesogen hätten in ihren Zweigen. Als ein Gruß aus fernen Wäldern erfüllen sie unser Haus mit ihrem Odem, der Sehnsucht bedeutet, Sehnsucht weckt. Und im Lichterglanz, im feierlichen Dröhnen großer Glocken, im Harzduft und Kinderfang irt die Sehnsucht selber zurück in die eigenen Tage der kleinen Jahre. Da wir um unsern Tannenbaum gejauchzt oder da wir mit den Nachbarnleuten zusammengesessen in der braungetäferten Stube um den großen Sandsteinofen, vor uns den strahlenden Lichterbaum. Ein braver Baum, behangen mit roten Äpfeln, Nüssen und Lebkuchenherzen und viele Lichter angesteckt. Und Äpfel und Nüsse in allen meinen Taschen zum Plagen vollgepfropft. Wie ich älter wurde, kam zu dieser Freude noch eine neue, ganz aparte. Ich durfte einmal länger aufbleiben, beinahe so lang wie die Erwachsenen, und dann hörte ich den alten Großvater auf dem Ofen singen. Und das war etwas Seltsames, etwas, auf das sich jedes, ob groß, ob klein, freute durch die Tage hindurch, und keines wagte dem andern von seiner stillen Freude etwas zu verraten. Dreimal im Jahre kam der Großvater zum Singen. Einmal im Sommer, wenn die letzte Garbe wohlbehalten unter Dach. Dann zu Weihnachten und zu Neujahr. Das heißt, am heiligen Abend stimmte er an, sumnte dann in der Woche stillvergönnt, oft vor sich hin lächelnd, um am Altjahraabend noch einmal auch die Worte zu betonen. So hat er es gehalten, wie die Großmutter ihn kannte, seit den ledigen Zeiten bis in seine alten Tage hinein. Zuerst wurde geistlich gesungen, ehe noch die Lichter verlöschten eins ums andere. Mein Kerzlein hatte in seiner letzten Glut das Reis unter

sich in Brand gesteckt, es knisterte erst. Einige erhoben sich, um das kleine Feuer zu ersticken. Großvater aber wehrte ihnen, und in lustigem Gekräusel stieg der Harzduft in zwei feinen Säulchen zur Decke hinan.

Dort umspielten die Ringlein eine Fliege, die sich hier zum letzten Schläfe hingesezt, so warm und lieblich, daß sie die Augen rieb mit ihren steifen Beinen. Erst ganz verwundert sah sie durch das Räuchlein hindurch in dieses Leuchten und Glitzern hinein, probierte dann sogar ein-, zweimal im wärmenden Dampf die Flügel und surrte hinüber zum behäbigen Buffet, von da an die Wand zur glänzenden Büffelreih hinter dem breiten Eßtisch. „Bärn du edele Schwyzersstärn“, so hub nun der Großvater an zu singen und alle willig hinten drein; „eigentlich auch ein geistliches Lied, grad so wie das Verefinalied auch.“ Dies war sein Lieblingslied, sein „Großelter“ hatte es dahergebracht und er, der bei Gislifon selber noch Pulver gerochen, sang „Mutig, mutig, liebe Brüder, gebt die hangen Sorgen auf! Morgen geht die Sonne wieder freundlich an dem Himmel auf!“ noch in weißen Haaren mit einer sonderlich hellen, weichen Stimme. Dazwischen wußte er, der auch die siebente Strophe noch kannte, die Jungen, die Männerchörler, zu föheln, daß es eine Art hatte. Sie, die nicht singen können, weil der zweite Tenor fehlt oder weil kein Schangli vor ihnen steht, der mit beiden Händen seinen Firclesanz in die Luft fuchelt. Allerlei Schnickschnack und Gedudel von Diandl und Alma, Worte, darob sie die Kiefer ausrenken und in die Zunge einen Knoten schlingen müssen und in schmachthenden Tönen ein Greinen von verliebten Ragen auf dem Söller. „Es Burehueleli mah-n-i nid“, wie er da die Viertel mit den Holzschuhen am Ofentritt hinschlenkerte, immer toller im Jodel. Gewiß wäre er noch ins Tanzen geraten, hätte nicht die Großmutter ihn am Ärmel gepackt. „Eh, eh, aber Fritz, am helige Obe“. Es war der letzte, da er unter uns saß. Und wenige Wochen hernach, in den ersten Stürmen des April, folgte ihm auch die alte Mutter. Den reichen Schatz an alten, lieben Liedern haben sie mit den beiden eingefargt, und wir standen inständig armselig um den Lichterbaum, versuchten es wohl einmal mit unsern angelernten Liedern, aber solch eitel Freude und Lust, wie sie der Großvater mit seinem Singen uns ehemals brachte, ward uns nicht zu teil.

Warum mir nun heute wieder diese beiden Alten im Sinne lebendig wurden? Ich blättere soeben in den Bändchen des „Röseligarte“ und darin finde ich den Großvater mit seinen sieben Strophen und seiner sonderlich lustigen Ausstaffierung der Weisen wieder. Ich fand das Bärnerlied,



Unnabäbeli chumm sitz zuha,

den Hüterstamme, die Schauernmär von dem gemordeten Bauernsohn, die wir als Buben mit einem geheimen Gruseln im Refrain begleiteten. Ich treffe gerade im letzten Heftchen, das dieser Tage zur Ausgabe gelangte, G. J. Ruhn's „Gueti Nacht, mis Liebeli“, das Pfarrer Dr. E. Müller in Langnau, vor Jahren in seinem Spiel „Der Liebe Kraft“ verwertete.

Verschiedene der hier aufgenommenen Lieder hat R. Grunder in seine Volksstücke eingeflochten und sie auf diese

Weise wieder unter die Leute gesät. Es ist eine Tat, die D. von Greyerz mit dieser Sammlung vollbracht, neben dem umfassenden Werke von Friedli's „Bärndütsch“ ein lebendiges Denkmal für altbewährte Bernerart in Tönen und in Worten. Ein lebendiges Denkzeichen, das die Mühe seines Gärtners redlich lohnt, da es mit den Wurzeln wieder eingreift in ausgeruhete Erde. Es war höchste Zeit, das wenige an wirklich lebenskräftigen Trieben einer frühern Kultur zu retten, und ein Wunder ist's, daß es v. Greyerz und seinem weitverzweigten Mitarbeiterstab gelungen ist, noch eine so reiche Ernte unter Dach zu bringen. Gar verschieden haben sie es anpacken müssen, um Kunde von einzelnen Däsen überlieferter Volksliedpflege zu erhalten, um dann an Ort und Stelle ihre Aufzeichnungen machen zu dürfen. Oft mußten sie es wie J. Jegerlehner anstellen, der in den Waldfisserbergen durch Jahre hindurch mit den Sennen verkehrte und ihnen die Sagen und Märchen ablauschte. Oder wie ein Mitarbeiter erzählt: „Es ist rührend zu sehen, wie sich so ein laubstledig übelhübsches Bauernmädglein sogar in seinem Sackkalenderlein, das zugleich als Kassabuch dient, noch ein paar Liedlein aufschreibt und sie zu retten sucht vor dem Vergessen und heilig hält, wenn sie noch so verstümmelt sind. ... Es lebt doch Sinn für Poesie im Volke, und wenn an einer Sichelten ein paar alte Lieder gesungen werden, dann leuchtet eitel Wohlgefallen auf den Gesichtern und im Wirtshaus rollen den Bauern die Fränkeln aus dem Sack, wenn einige Burschen ein althelmelig Lied anstimmen.“

Daß der Herausgeber auf das Mittel der Illustration verfiel ist nicht zu verwundern. Selbst die erste derartige Sammlung, „Des Knaben Wunderhorn“ wurde mit einem Titelfupfer versehen in erster Auflage in die Welt geschickt.

Richter, Schwind, Reinik, sie haben die Studentenliederbücher des vorigen Jahrhunderts mit ergötzlichen Helgen ausgestattet. Unsern Volksliedern ist Rudolf Mürger zu Gebatte gestanden. Wenn die Bändchen so unerwartet guten Absatz fanden (von der Auflage des 1. Heftchens sind gegen 10,000 weg), wenn dieses und jenes Lied wieder zum lebendigen Besitz über das Papier hinaus geworden ist, so hat Mürger ein gut Teil daran mitgewirkt. Es kann nicht der Zweck

einer Besprechung sein, die Bilderscheingung, die irgend eine treffliche Szene des Vorganges herausgreift, wieder in Worte umzusetzen. Der Hinweis, den uns die einzelnen eingestreuten Proben ermöglichen, wird genügen, um auf die verschiedene Gestaltung, die Vertiefung in ernste Angelegenheiten so und so vieler Stücke aufmerksam zu machen. Die derbe Art in der Strichführung so mancher Darstellungen entspricht dem gesunden, natürlichen Wesen der Lieder.

Für den Verlag A. Francke bedeutete der Anfang in der Herausgabe einer derartigen Serie ein nicht unbedeutendes Wagnis. Aber, wie er uns im übrigen umsichtigen Ausbau des Verlages so zu sagen gezwungen hat, Dialekt zu lesen, uns für eine neue bernische Literatur zu interessieren, so hat er uns Mut zugesprochen, den Schnabel aufzumachen und wieder einmal einstimmig vor uns selber hin zu singen, zu singen um des Singsens willen, und siehe eine wohlige Freude umfing uns ob diesem Selbstgenügen. Ein ganz apartes Gefühl des Zusammengehörens steigt immer in mir auf, wenn ich unterwegs, im Wald von weitem, durch den Nebel hindurch, aus einer Hütte heraus oder gar im dicktesten Gedränge der Marktgäßlaube im Vorbeigehen einen Unbekannten „s'Burebuebli“ oder irgend eines der

Lieder pfeifen oder fürmeln höre. Uebers Jahr soll eine Auswahl an Liedern mit einer Klavier- und einer Gitarrebegleitung als Unterlage bereit gestellt werden.

Tag für Tag zieht unsere starke Malergilde hinaus in jede Jahreszeit und in Bildern zeugt sie für den Reichtum des Landes im Gold der Wälder, im Grün und Gelb der Matten, in schroffen Felsen und Zacken. Wir freuen uns ob dem Erwachen einer jungen Volksdichtung in Jos. Reinhart, Meinrad Vienert, Simon Gfeller, C. A. Loosli, dessen Em-



Kommt all herein, ihr Engesein



1. Kommt all her-ein, ihr En = ge = lein. Kommt all her-
2. Hier liegt es in dem Krip = pe = lein, das Kin = de =
3. Ihr schö-nen Gei-her Se = ra = phin, ihr En = ge =
4. Ihr Men-schen, kommt auch all = zu = mal in die = sen



ein. Kommt, singt dem klei-nen Kin-de-lein im
lein, auf har-tem Stroh im Win-de-lein ge-
lein, kommt, wär-met in dem Krip-pe-lein das
Stall und seht, was Gott ge-trie-ben hat aus



Krip-pe-lein. Kommt, singt und klingt dem zar-ten Kin-de-
wi-kelt ein. Da liegt, da liegt das schö-ne Kin-de-
Kin-de-lein. Es lei-det Qual in die-sem kal-ten
Him-mels Saal. Die Sünd', die bind't den star-ken Hei-land



lein, fin-ge dem schö-nen Je-su-lein!
lein, o Lieb, da liegt der Hei-land mein.
Stall der gro-ße Gott und Schöp-fer mein.
mein in ar-me schlech-te Win-de-lein.

mentalerlieder in gar manchen Versen wie Gesang erklingen und gewiß über unsere Generation hinaus als Volkslied Geltung finden werden. So meine ich, sei der „Röseligarte“,

sei das Volkslied eine schöne, unbergängliche Weihnachtsgabe, die das Land besonders uns Stadtleuten gestiftet. Ein Singen, das Sehnsucht bedeutet, Sehnsucht weckt. H. Rölhlsberger.

□ □ Wienecht=Samsti. □ □

Skizze von S. Gfeller.

Der Haneß vom Chräjenäst u Nenneli si Frau hei scho mängs Johr zäme ghüfelet un es styfs Schüßeli uf d'Site gleit. Drum bruche si der Wage nümme so azluege u dürfen öppen einist Fössi so grad sy.

Wo dr Wienecht=Samsti grüet het, seit Nenneli zu Haneße: „Mir sötti öppe de au a 's Wienachtshindli däiche für üser Pürsch. Was meinst, we mer einist uf Bärn giengi go ychaufe? Es hätt mi scho mängist glustet z'goh; es soll neue i däm Bärn inne gar schön sy um die Zit. Köbis Gisi het nid gnue chönne rüehme, wi das alben e Pracht sig i dene Lade. Un Uswahl heig me de do; teel Sache chaut men umene Spott.“ „Heh, das cha me minetwägen einist mache, we d' dra hangist,“ seit Haneß. Er isch sälber nid ungärn gange.

Guet. Am Wienecht=Samsti am Morge het me der Chloben ygspannet, ischt uf d' Station u mit em Achter, hüdü, gäge Bärn zue gfare. Uf allne Statione si ganz Bräglete Lüt ygftige. Haneß u Nenneli hei si näbe der Tür i Eggen ihe drückt u si froh gsi, daß si Plätzg gha hei. „Es isch nid e Möglicheit, daß die all i Zug ihe möge, oder mi föh de a Chrützbigge mache,“ meint Haneß. Wirklich isch der Wage gfocket voll worde u eine isch no vor der Tür ussen ufem Trittbrett gstande. Das het Nennelin schier gruuset. Es hett si am Türgreis, fasset dä Mano bim Mantelkopsen u tuet ihm i sir müeterlige Guetmeinigi aföh zueprache: „Du biisch doch au e rächte Gali; wottsch de mit Gewalt zwüschenabe gheie un under d' Neder cho! Alemarsch, jez mach di au ihe!“ Aber dä het nume müesse lache. „Mueterli hää nid Chummer für alt Schueh; es geit „nid z'töde.“ Der ganz Wage voll het Freud gha, u Nenneli isch ganz verdugt worde.

Item. Gli druf isch me z' Bärn gsi. Wo men usgftigen ist, si Haneß u Nenneli styf den andere no zöttele bis i d' Bahnhofshalle. Dert seit Haneß: „Es isch mer neue so um Burdles ume . . . u we mer z'erst no giengi go nes Gaffee näh?“ bigryffigerwys het Nenneli nid Rei gseit.

Derno si sie gäg der Heiliggeist ubere. Dert echunnt nen e dicke feiße Heer ime länge Mantel. Hans het ne gschauet, u wo-n=er isch vordy gsi, meint er zu Nennelin: „Am Buuch a isch das e Bundesrat.“ U Nenneli het ihm glaubt. Nume si sie du schier irr worde, wo nen allbot e so einen echcho ist. Haneß het gemeint, Bundesrat gäh es nume so bime Halbdogen ume, um jez si mängs hundert fettig i der Stadt ume-gschwädet. Weder er het du däicht, e Teel dervo wärd vielleicht zu üser Regierig ghöre, emel uf ene Wäg müesse die mit em Staat verhyret sy, süst wäre si minder teigg. Nennelin isch dä grüßlig Lüteverchehr schier stober vordy. „Tue emel de der Galdseckel i di inneri Schilehbueße,“ chüschlelet es Haneße, „wo viel Lüt sy, hets viel Schelme derby.“ Un är het ihm gfolget, u derno hei si der Rant gnoh dür d' Lauben ab. „Ch du min Kraft u mini Güeti,“ hets all Augeblich gheiß, „lueg men jez au do — s, s, s — eech!“ Sidigi Chleider u Magewürst, guldig Uhren u Dittibäbi, Bärelabchuechen u . . . abah, es treit jo nüt ab uf z'zelle, was do als isch gsi z' luege, mi wurd jo drei Tag nid fertig mit Bernamse. Vor eme Bluemmelade het Nenneli d' Händ zäme gha, wi wen es nett aföh bäte, u dert wo-n=es Hiebähndli uber d' Schneebärge u zwüschen überfahneite Tamtschuppline düre gfahren ist, het's Hans es gnots nümme furtbrunge. „Wei mer jez de nid aßen amen Ort ißen öppis go chause,“ het er vüregmüderet. „Mohl, mohl,“ macht Nenneli. Es het nid welle

dergheche tue, es trau si schier nid in e fettige herrschelige Laden ihe z'trappe. Wo si zum Brannndomski cho si, isch dert e ganze Yon Lüt vorusse gstande. Du het Nenneli däicht, we die all mit heiler Hut dervochömi, so wärd mes wohl au dörfe woge. Es nimmt Haneße bir Chutte u si göh d' Stägen uf. Dobe het me sen abgfasst, gfrogt, was si möchti u manierlig a 's Ort gfüehrt, „cheibe gäbig“ het Haneß bi-n-ihm sälber däicht. Aber wo Nenneli di Hüüße Sache gleht u soll säge, vo welem daß es well, isch es ihm du bal e chli vor en Dte cho. Es het gluegt u gluegt u näbenume gleit u wider vüregnoh bis d' Ladetochter mit der Schuehnase het aföh höppere. Haneß het gmerkt, was gattigs: „Mach jeze. Es wei de anderi zuehe.“ „I cha emel nid als mitenandere luege. Machit mi jez nid no stürmer. Zerst wotti wüsse, was es chost u gäh de au öppis dermit ist.“ Es zieht der Guet ab, tröchnet der Schweiß vo der Stirne u het emel no chli erläse, gäh es e Handel gäh het. Mendtliche isch es gräch gsi, u mi het chönne zahle. Derno het es 's Hüetli umen ugleit u isch mit Haneßen abtiefelt. Aber es het se düecht, es lächeri di Ladetochteren alle zäme, wo men isch näh ne dure cho, u Haneß wä bal giechtige worde. Er hätt nen am liebste möge säge: „Löht dir mer nume mis Alteli ungschore. Wäffit dr, so mödich Chleider u so schön gstrählt het es nid, wi Dir. Aber z' zäpfle gits do nüt. Wen es öppe drum gieng, eme Chranke z' wache, mir wetti de no luege wär's lenger ushalteti, Dir oder mis Fraueli. Bärn wo Köbels isch ungfelig gsi, isch es vierzähe Tag nie us de Chleiderere cho. Es wurd Ech de no z'tüe gäh, ihm das nohezmake. U mit Säumeste u Chüechle sött eini von Ech cho an ihns schmöcke!“

Wo si du zur Tür us wei, seit en alte Heer fründtlig: „Mueterli, heit Dir ächt nid der Guet verchehrt uff?“ „Hani de?“ macht Nenneli erschüppts u luegt in e großi Spiegel-schibe. „He allwäg laufen i desume wi-n=es Bhinderfürbabe. U du seist mer nüt! Jez nimmts mi nüt me wunder, we si scho hei müesse lache.“ Dermit het es sis Hüetli, Modäll 1895, grad dri drählt. „Ach, do weiß doch üferein nüt, was so ame Guet vor oder hinder isch,“ verspricht si Haneß.

Gli druf isch men i nen andere Laden ihe, Köbelsin go nes farbiges Gravättli ufeläse. Was es chost? „Eis Fränkli jächzg!“ . . . „Fränkli jächzg?!“ . . . Item si hei 's Gald vürebüßmet. Aber Haneß ist lutertaube gsi. „Es fettigs Glump es Fränkli jächzg! Bi Chöltschruedis im Dorf hätt me mi armi tüüri fürs halb Gald es Prezifigs übercho. Do chauft me d' Sach für ne Spott, jo muße Lüs! Aber warte si nume, dene Sackermänte si mer z' letsch mol im Lade gsi.“

Bim Zimisäße ist er du wider besser z' Gäggeles worde, u wo si der Heustock chli het gfeht gha, si sie wider uf e Trybuf. Undereinst ghöre si es grüßligs Gschäre. „Hooo . . . oh“ isch es dür d' Gaf abcho. Es si d' Studänte mit em Wienechtsefeli un e Trybete Buebe, wo no Güezi u Drangische glufte. Haneß u Nenneli si au zwo Gasse läng nohen u hei gluegt, wi di Chnüßen überpürzli u Haneße hets gäng düecht, er sött dä Gfel scho gfeh ha: „Es isch gwüß der Woosmatt-Gfel; i chenne nen am Schlißli im Dhr.“ Du meint eine, wo au dem Zug nohetchamplet ist, er müesse das halblinig Mannndli e chli föppl. „Wettit Dr öppe gärn e chli eselirte?“ lächlet er. „Dankeigist,“ seit Haneß troche, „du möchtisch mi doch schier nid gferge,“ u het e kes Mul